

Art. A 13339

3 —



Herbet Rivulet,

Um ein Stückchen sammt.

N^o 149



„Um ein Stückchen Sammt“.

Litauische Erzählung
von

Herbert Rivulet. (Baronin Gabriele von Schlippenbach.)

41069

Nachdem ich mein letztes, juristisches Examen als Kandidat gemacht, führte mich mein Schicksal weit fort von der freundlichen Stadt am Embach, ich wurde als Angestellter beim Friedensrichter nach dem litauischen Städtchen K. verschlagen, welches unweit Rowno's an der Eisenbahnstation gleichen Namens liegt.

Ich kam früh morgens an und fragte, ob es ein einigermaßen brauchbares Fuhrwerk gäbe, das mich weiter befördern könnte, denn der Ort meiner Bestimmung lag nicht nahe von der Station, vielmehr zwei Werst davon entfernt. Ein litauisches Bauernwägelchen mit einem wohlgenährten Braunen fand sich als bald ein und nachdem mein Mantelsack zu dem Kutscher auf den Vorderitz gehoben und ich selbst auf dem Sack hinter ihm Platz genommen, ging es in schlankem Trabe dem Städtchen zu.

Mir, der in Livland groß geworden, fiel die häßliche Tracht meines Kosselenkers auf. Er trug großkarirte, bunte Weinkleider aus grobem Stoff, einen hellen Rock aus grauem Wand, der an der Taille anschoß, und eine blaue, abgetragene Tuchmütze, um den Hals einen gelb und rothen, langen Shawl. Das Gesicht des Mannes war ebenso unschön, wie seine Kleidung, schlichtes, blondes Haar hing ihm bis auf den Kragen hinunter, die hellblauen Augen und knochigen Züge verriethen auf den ersten Blick seine Herkunft. Kurz vor K. drehte er sich um und fragte mich in

I

Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

23368

einer breiten, unmelodischen Sprache etwas, wobei er mit dem Stiel seiner Peitsche auf das Städtchen deutete.

Ich verstand keine Silbe und schüttelte den Kopf, erkundigte mich darauf in russischer Sprache, was er sagen wollte. Er begriff es und wiederholte nun in entsetzlichem Russisch noch ein Mal die vorhin gestellte Frage, aus der hervorging, daß er wissen wollte, wo ich abzustiegen gedenke.

„Giebt es ein Gasthaus in K.“, lautete meine Erkundigung, „dann bringe mich dorthin“.

Er nickte und rief stolz: „Ja, Pan, Hotel de l'Europe“. Das Wort war so entstellt, daß ich einige Mühe hatte es zu erkennen. Bei der zweiten Wiedergabe deselben begriff ich es erst.

„Nun gut, so bringe mich dorthin“, befahl ich und mit halsbrechender Eile rasselte mein Fuhrwerk über das holperige Straßenpflaster, durch die noch stille Stadt. Sie bestand aus Holzhäusern und ziemlich ärmlichen Hütten. Ich habe im Lauf der Zeit viele Orte und Strecken Littauens kennengelernt, sie gleichen sich alle in ihrer Häßlichkeit, Unsauberkeit und Einfachheit. Weitgedehnt liegen sie da, von Gärten und Kartoffeläckern umgeben, viele Straßen sind ungepflastert, im Sommer herrscht ein widerlicher Staub, im Herbst und Frühling fußhoher Schmutz auf ihnen. Schweine, Federvieh, Hunde, Katzen und zerklumpte Kinder treiben sich auf ihnen umher und stieben auseinander, wenn man naht. K. zählt indeß noch zu den besseren Städtchen des Landes und hat jetzt ungefähr 10,000 Einwohner, die meist aus Juden bestehen.

Im 17. Jahrhundert gehörten Schloß und Flecken den Fürsten Radziwill; ein herrlicher, alter Park umgiebt das Schloß, das in den Besitz des bekannten Grafen K. übergegangen ist, dessen Wittve es in den Sommermonaten bewohnt. „Hotel de l'Europe“, las ich vor dem Hause, an dem mein elegantes Fuhrwerk nach etwa halbstündiger Fahrt hielt. Der hochtrabende Name paßte wenig zu dem Gebäude und der jüdische Wirth, der mir mit kriechender Höflichkeit entgegenkam, sah nicht eben einladend aus.

„Herr Baraun“, redete er mich mit tiefen Bücklingen an, „Sie finden bei mir ein feines Logis, die Herrn Offiziere von

der reitenden Artillerie und die Herrn vom Gericht speisen oft hier. Sind lauter noble Menschen, die etwas davon verstehen, Herr Baran“. (Herr Baron). Er warf sich stolz in die Brust. Nach einigem Hin- und Herreden wies man mir ein Zimmer an, in dem ich die erste Nacht in erbittertem Kampf mit allem möglichen Ungeziefer verbrachte; ich zog es vor das „Hotel de l'Europe“ in Zukunft zu vermeiden und mir eine Privatwohnung zu mietzen.

Ich gehe über die erste Zeit meines Aufenthaltes in R. hinweg, nur so viel will ich bemerken, daß ich mich eifrig mit dem Erlernen der litthauischen Sprache beschäftigte, die mir von Nutzen sein mußte. — In meinen Mußestunden streifte ich durch das Städtchen und seine Umgebung, es hat mich immer angezogen, Land und Leute kennen zu lernen, den alten Sagen und Traditionen nachzuforschen, deren volksthümliche Poesie einen eigenen Zauber für mich hat.

Der Tische Park stand eben im bunten Herbstschmuck, ich fand ihn überraschend schön und gepflegt.

Gleich in den ersten Tagen fiel mir eine Kirche in R. auf, die geschlossen stand. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, es sei eine reformirte Kirche, die Fürst Radziwill erbaut, als er mit seiner Familie vom Katholizismus zu dieser Religion übergetreten war. Er selbst liege mit den Gliedern seines Hauses einbalsamirt im Gewölbe und da die Särge nicht geschlossen seien, könne man die Deckel leicht abheben und die Todten sehen.

Eine rastlose Neugier trieb mich dorthin und eines Tages richtete ich wieder meine Schritte zu dem einsamen Gotteshause, über dem ein geheimnißvolles Dunkel für mich zu herrschen schien.

Die Kirche steht innerhalb des Städtchens, vielleicht tausend Schritt vom Ufer des Flußes Newjascha entfernt; der Stil ist halb gothisch, halb Renaissance, sie hat keinen Glockenthurm; derselbe steht getrennt nebenbei. Die Kanzel, überhaupt alles Holz, ist von Eichen, mit eingelassenem Golde verziert, die Wände sind schlicht weiß getüncht. Am Ende der Kirche befinden sich große Stühle mit dem Wappen der Fürsten Radziwill, und an der einen Wand hängt eine Tafel aus Stein, auf der in lateinischer Sprache die Einführung der Reformation und die Erbauung der Kirche verzeichnet sind. Man erzählte mir später,

daß nur noch wenige Reformirte in K. leben und nur einige Mal im Jahr ein Prediger hier Gottesdienst abhält.

Ein alter Mann, der in der Nähe wohnte, folgte mir und meinem Führer, er humpelte an einem Stock hinter uns her und redete mich an.

„Aha, Sie besuchen dem Radziwill seine Kirche, ist ein schönes Ding, schade, daß hier keine Messe gelesen wird“.

„Wann lebte Fürst Radziwill?“ fragte ich.

„O, das ist lange her, sehr lange“, erwiderte mein Begleiter, „er wurde am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erschlagen, so um das Jahr 1615 herum“.

„Wie?“ fragte ich „wer hat das gethan?“

„Sein Diener, der Anton, der hat es ihm heimgezahlt, daß er den Kezerglauben annahm“.

„Es geschah ihm Recht“, murmelte der alte Littauer, „er war doch als guter, katholischer Christ geboren und getauft“.

Der Alte bekreuzigte sich und fuhr schwachhaft fort: „Es heißt, seine Verwandten hätten den Anton bestochen, er war ein strenger Herr und bei den Leuten verhaßt, da hat er es abbekommen“.

„Sie können den Radziwill sehen, Herr“, warf mein Führer ein, „er liegt drunten im Gewölbe, die Wunde ist deutlich zu sehen, die ihn tödtete. Allerdings sieht er etwas braun und verkrümpft aus nach mehr als 200 Jahren, ist aber sonst wohl erhalten“.

Nun regte sich meine Neugier erst recht und ich beschloß, mich durch den Augenschein zu überzeugen, deshalb bat ich den Mann mir das Grabgewölbe zu erschließen.

Ein tiefer Schauer durchrieselte mich, als ich mit meinen beiden Begleitern die Steinstufen hinabstieg. Eine dumpfe Luft schlug uns entgegen, durch ein kleines Fenster fiel das Tageslicht schräge hinein. Es genügte kaum, um mich die Gegenstände erkennen zu lassen.

In der Mitte stand des Fürsten Sarg, mehrere kleine und große befanden sich in den Nischen und Wänden.

„Das ist dem Radziwill sein letztes Haus“, sagte mein Führer, „wollen Sie ihn sehen?“

Als ich bejahte, hob er mit dem alten Littauer den Deckel ab, dann entzündete er ein Lichtstümpfchen und befestigte es in

dem Leuchter, der zu Häupten des Todten stand. Mit leicht begreiflichem Grauen ruhten meine Blicke auf der Gestalt, die lang gestreckt dalag.

Also das war der Fürst Radziwill gewesen, dieser so friedlich Schlummernde, mit den noch wohl erhaltenen Zügen! — Die mächtige Hafennase trat scharf aus dem verwitterten Gesicht hervor; über die kahle Stirn lief ein klaffender Spalt, der von dem Todesstreich des eigenen Dieners herrührte, der zum Mord gedungen ward. Dieser heimtückische Streich hatte den stolzen Mann darniedergestreckt, wie der Blitz die königliche, starke Eiche. — Die Leiche war mit schwarzsamtenen Kniehosen und seidenen Strümpfen bekleidet, ein Rock mit reicher Stickerei war von demselben Stoff und derselben Farbe wie die Beinkleider. Die wachsbleichen Hände lagen auf der Brust gefaltet. Ein herrlicher tief violetter Sammtmantel umhüllte den Todten. Ich stand lange in Betrachtung der fürstlichen Leiche, die merkwürdig frisch und gut erhalten war. Das seltsame Gebahren des alten Littauers weckte mich aus meinem Sinnen. Er kauerte auf den Fliesen des Gewölbes und betrachtete aufmerksam den Mantel des Fürsten, dann hob er ihn am Fußende auf und zog etwas heraus.

„Es ist alles in Ordnung“, flüsterte er mir zu.

„He, Alter, thut Eure Hände weg!“ rief mein Führer rauh, „laßt den Radziwill in Ruhe“.

„Sehen Sie, Pan“, fuhr der Gescholtene geheimnißvoll fort, „hier fehlt ein Stück Sammt, und hier das zweite“.

Er hob die Decke und zeigte sie mir. In der That, zwei Stücke waren aus ihr geschnitten, sie mochten etwa eine halbe Elle lang und etwas breiter sein.

„Wer hat das gethan?“ fragte ich gespannt.

„Der Dßip Stankeitis weiß es, der Dßip Stankeitis weiß es“, kicherte der Littauer, „ihm hat es die Großmutter erzählt, es ist eine alte, alte Geschichte und alles um ein Stückchen Sammt, lieber Pan“.

„Er ist nicht recht bei Sinnen“, raunte mir mein anderer Begleiter zu. „Na, Alter, was fuckt Ihr denn da wieder an?“

„Seht her, das ist das Hemdlein, das die fromme Barbara dem Radziwill heimlich gestrickt hat,“ sagte der Bauer.

Er hielt ein grob gestricktes Gewebe in der Hand.

Der erzürnte Führer nahm es ihm heftig fort und legte es in den Sarg hinein.

„Schweigt, Dummkopf“, herrschte er ihn an, „helft mir lieber den Deckel schließen. — So, — nun kann der Fürst wieder ungestört schlafen“.

Ich trat in die stille Kirche zurück. Das Abendroth fiel durch die buntgemalten Fenster, es ließ noch ein Mal die schlichte Ausstattung des reformirten Gotteshauses vor meinen Augen aufleuchten. Eine tiefe Schwermuth lag auf der Kanzel, auf dem Altar und den Stühlen der fürstlichen Familie, deren Oberhaupt erschlagen drunten ruhte.

Draußen dunkelte es schon, als ich durch das hohe Portal schritt, ich sog gierig die frische Herbstluft ein. Mir war seltsam erregt zu Muth, die Majestät des Todes hatte mich tief erschüttert, mir das Richtige unseres Erdendaseins vor Augen geführt. Ueber den Glockenthurm zog eine Schaar Krähen, weich und leise sank die milde, dunkle Nacht, die Erde wie in einen Sammtmantel einhüllend.

Wie ein Sammtmantel! — — Mir fiel plötzlich der Vorgang in der Kirche ein, die beiden fehlenden Stücke in dem Leichenschmuck des Radziwill, das seltsame, wollene Hemdlein zu seinen Füßen und des alten Littauers geheimnißvoll gemurmelte Worte, „um ein Stückchen Sammt“. — Was mochten sie wohl bedeuten? Wer hatte den Raub begangen, wer das grobe Hemdlein gearbeitet?

Die beiden Andern hatten gleichfalls die Kirche verlassen, ich drückte dem Führer ein Trinkgeld in die Hand und entließ ihn. Dann folgte ich dem alten Bauern in seine niedere Hütte, in der Absicht von ihm die Geschichte zu hören, die meine Neugier erregt hatte. Alle meine Bitten vermochten ihn nicht, den Schleier zu heben, er lachte höhnisch und sagte nur: „Verstehe nichts“.

Dabei blieb er verstockt. In der That war meine Kenntniß der littauischen Sprache damals noch so mangelhaft, daß ich eine längere Unterhaltung schwer beherrschen konnte. Ich nahm mir daher vor, meine Studien weiter fortzusetzen und die Freundschaft des Ossip Stankeitis zu gewinnen.

Die nun folgenden Wochen benutzte ich dazu, die Sprache des Volkes mir anzueignen und da ich schnelle Fortschritte machte, verstand ich bald alles, wenn mir selbst auch noch oft Worte fehlten, um die eigenen Gedanken auszudrücken. Es zog mich häufig zu der stillen Kirche hin, deren verschlossene Thür jetzt selten geöffnet wurde, wenn der reformirte Prediger die kleine Gemeinde um sich versammelte.

Einmal hatten die Flügel ihres Portales weit offen gestanden, die buntgemalten Scheiben hatten ihr Licht auf die allsonntäglich erscheinenden Glieder der fürstlichen Familie geworfen, von dem Glockenthurm rief die helle Stimme der Glocke weit über Land, damals als der Radziwill noch Besitzer K.'s gewesen und den Keberglauben angenommen mit seiner Familie. Und nun lag er in dem Gewölbe und das Gotteshaus war geschlossen, eine düstere Poesie breitete sich darüber, die Jahre zogen dahin, ihre Spur auf den verwitterten Mauern zurücklassend!

Durch kleine Geld- und Tabackspenden machte ich den alten Littauer zutraulich; nach und nach erzählte er mir, was ich zu erfahren trachtete. Ich will hier kurz zusammenfassen, was er mir mit vielen Abschweifungen mittheilte und ergänze die Lücken, die in des Halbkindischen Erzählung sich einfanden. Da die Hauptthatfachen ihm frisch im Gedächtniß erhalten geblieben, werde ich wohl den richtigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Begebenheiten ziemlich genau errathen haben. Ich will die einfache Dorfgeschichte, die halb Sage, halb Wirklichkeit sein mag, hier niederschreiben und sie „um ein Stückchen Sammt“ benennen.

„Das Städtchen K. war zur Zeit meiner Großmutter noch ein elendes Ding“, fing Stankeitis an, „eigentlich nur ein großes Dorf, das fern von dem Verkehr der großen Städte lag und schwer zu erreichen war. Meine Ahne, die Großmutter der meinigen, lebte zu der Zeit des Radziwill um 1620 in K., welches damals ein Fürstenthum war, nebst Lobti und Datnoff, zwei Besitzungen, die 25 Werst entfernt liegen. Wenn der Radziwill zu den Jagden seine vornehmen Gäste empfing, dann herrschte buntes Leben im Flecken, die reichen Kavaliere zogen mit Rossen und Gefolge auf's Schloß, schöne Damen begleiteten sie und das Hifthorn tönte in den Wäldern, der Schwarm der fürstlichen Freunde und Jagd-

genossen ritt durch die Straßen, von den Bauern bewundert und begafft.

Meine Ahne lebte mit ihrer alten Mutter etwas außerhalb K.'s, in einem armseligen Lehmhüttchen. Die beiden Frauen ernährten sich kümmerlich aber rechtschaffen, und während die ältere Frau spann und webte, streifte ihre Tochter durch Wald und Feld, sammelte Beeren und Kräuter, Pilze und gefallenes Holz. Aus den Kräutern kochte die Martha Zurschuß heilkräftige Arzneien und Salben, welche die Bauern ihr abkauften. Die Beeren und Pilze brachte Barbara, so hieß meine Ahne, in den Flecken zu den reichen Lohgerbern, von denen um diese Zeit gegen dreihundert in dem Flecken lebten. Das Leder wurde später nach Deutschland gebracht und dort für schweres Geld eingetauscht.

Sie soll sehr hübsch gewesen sein, die Barbara, und fromm und arbeitsam war sie auch. Neben dem Häuschen der beiden armen Frauen lag die Wiese des wohlhabenden Wirthes Peter Muschkinis. Sein Sohn war der Spielgefährte der kleinen Littauerin, damals, als sie noch die Gänse des Nachbarn hütete. Oft schlich der gutherzige zwölfjährige Junge zu dem achtjährigen Mädchen hinaus, das hungrig und frierend ihren Dienst verrichtete, er steckte ihr zuweilen einen Apfel oder ein Stück Brod in die Hand oder jagte sich mit ihr umher. Er quälte sie aber auch, riß sie an den blonden Zöpfen oder schlug sie, wenn sie ihm nicht folgte und die ihr anvertrauten Gänse nicht im Stich ließ, um mit ihm zu spielen. Trotzdem waren sie die besten Freunde.

Als Barbara dreizehn Jahre zählte, starb ihre Mutter. Die Waise zog fort, weit nach dem Wilnaschen Gouvernement und lange hörte man nichts von ihr im heimathlichen Dorf. — Der Radziwill erbaute inzwischen die Kirche und trat mit großem Pomp zur reformirten Religion über. Sein Diener, der Anton erschlug ihn und er wurde in dem Gewölbe beigesezt, nachdem er kunstvoll einbalsamirt war. K. war wenig verändert, als meine Ahne nach sieben Jahren den Ort wieder sah. Sie kniete am Grabe ihrer Eltern und betete andächtig ihren Rosenkranz, dann ging sie ihr Häuschen aufsuchen. Sie fand es nicht mehr, der Nachbar, Peter Muschkinis, hatte es niedgerissen, als er das kleine Grundstück kaufte.

Der Littauer hegt eine zähe Anhänglichkeit für die Scholle, die ihn geboren und groß gezogen hat, und so wünschte Barbara sehnlichst in K. einen Dienst zu finden. Sie verdingte sich bei einem Wirth in der nächsten Nähe des Fleckens, dessen todtkrankes Weib der Pflege bedurfte. Die drei kleinen Kinder des Ehepaares hingen bald mit Liebe an der neuen Magd, die sie freundlich wartete und den Hausstand trefflich besorgte.

Oft hörte sie von ihrem früheren Kindheitsgespielen, dem Peter Muschkinis, sprechen. Er war seit dem Tode seines Vaters Herr in dem Gesinde, das er von dem Fürsten Wladislaw Radziwill in Erbpacht hatte. Der Sohn des erschlagenen Radziwill war ein gütiger Herr, der seine Leibeigenen liebte und Gutes that. Er lebte fast immer in Warschau und kam selten nach K.; kürzlich hatte er sich mit Anna von Treiden verlobt, einer Livländerin von altem Adel.

Barbara erfuhr, daß Peter auf Freiersfüßen stand; es hieß, daß er zwischen zwei jungen Mädchen schwankte, der Tochter des reichen Lohgerbers Michael Meditzki, der Bierenza, und der hübschen Josefa, deren Vater ein freier Mann war und das Amt eines Aeltesten in K. vertrat. Beide, sowohl Bierenza, wie auch Josefa wollten dem stattlichen Burschen wohl und wetteiferten darin, wer von ihnen sich am schönsten schmücken werde, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Peter war sehr wetterwendisch in seiner Gunst, bald zeichnete er Josefa beim Tanz im Kruge aus, bald reichte er Bierenza das Weihwasser beim Ausgang aus der Kirche und geleitete sie nach Hause. Die Nebenbuhlerinnen haßten sich ehrlich und keine ließ der Andern ein gutes Haar.

Bisher hatte Barbara Peter Muschkinis nur von Weitem gesehen; sie war so vielbeschäftigt, daß sie nicht Zeit hatte, sich an den Zusammenkünften der Jugend und an ihren Vergnügungen zu betheiligen.

„Guten Abend, Barbara“, sagte eine männliche Stimme, als sie mit den drei kleinen Kindern des Bauern auf der Wiese hinter dem Hause war und eben im Begriff stand die Kühe zu melken.

Sie blickte auf und trat an den Zaun aus Strauchgesteht, der das Anwesen ihres Brodherrn von dem des Nachbarn trennte.

Peter stand dort und sah zu ihr hinüber, die kurze Pfeife im Munde, die Hände in den Rocktaschen.

„Bist also wieder nach K. zurückgekommen“, sagte er, „wo warst du denn so lange?“

Sie deutete mit der Hand nach rechts.

„Drüben im Wilnaschen“, gab sie zur Antwort.

Die Unterhaltung stockte, der Bürsche rauchte gemächlich und sie hob das jüngste Kindchen auf den Arm, das zu ihr hinanstrebte, einen kläglich bittenden Laut ausstoßend.

„Hast du es gut bei dem Meschninfus?“ fragte er in seiner kurzen Art.

Barbara nickte.

„Die Bäuerin ist krank“, erwiderte sie, „mich dauern die drei kleinen Kinder“.

„Er kann dich heirathen, wenn sie todt ist“, versetzte Peter trocken.

„Das könnte schon sein“, gab sie ebenso zurück.

„So“? — der Kopf des jungen Littauers fuhr heftig auf.

„Bist wohl deshalb bei ihm?“ höhnte er, „na, ich hab' nichts dagegen“.

Er wandte sich ab und Barbara ging wieder an ihre Arbeit. Sie sang dabei leise ein altes, littauisches Volkslied:

„Ging auf der Wiese, Blumen zu pflücken,
 „Ram da mein Liebster und kannte mich nicht.
 „Wollte den Strauß wilder Blüthen ihm reichen,
 „Er aber blickte mir fremd in's Gesicht.

„Ging an den Fluß, um Wasser zu schöpfen,
 „Rufet der boshafte Mir mir dort zu:
 „Liebe und Treue sind eitele Worte,
 „Komm zu mir nieder, hier findest Du Ruh!“

* * *

Am nächsten Sonntag ging Barbara zur Messe und kniete wieder in der schlichten Kirche, wo sie so oft als Kind neben ihrer Mutter gebetet hatte.

Sie blieb nicht mit den Uebrigen nach Schluß des Gottesdienstes vor der Kirche stehen, um sich die Tische zu betrachten,

auf denen Rosenkränze, Heiligenbilder, Kruzifixe und Weihwasserfesseln feilgeboten wurden. Der Bauer trieb zur Eile, seine Frau war kränker geworden in den letzten Tagen und Barbara jeden Augenblick nöthig.

„Die werden gewiß ein Paar, wenn die Meschninkus erst gestorben ist“, hieß es überall; „hübsch ist die Dirne und fleißig und geschickt“.

„Aber blutarm“, warf Josefä spiz darein, „sie kann froh sein, wenn sie sich in solch' warmes Nest setzt“.

„Ja, sie versteht mehr als du“, höhnte Bierenza giftig, „du pudest dich nur; alle Sonntage ein neues, seidenes Kopftuch. Aber ich sage dir, ich werde dich doch noch übertreffen, zum Frohnleichnamsfest, da ist die große Prozession um die Kirche, — na, ich will nichts weiter sagen“.

„Thu nur nicht so vornehm!“ rief Josefä, „man weiß, daß es deinem Vater seit einiger Zeit nicht besonders gut geht; ich möchte wissen, wo du immer die schönen Sachen herbekommst?“

Beide Mädchen sahen sich gereizt an.

Peter stand dabei und schmunzelte. Unwillkürlich dachte er an ein anderes Gesicht, das sanft und freundlich zu ihm aufgeschaut. Dort drüben auf der Wiese des Meschninkus hatte sie gestanden, ein kleines Kind in den Armen. „Wie die Madonna am Hochaltar“, meinte er. Heute begleitete er keine seiner beiden Verehrerinnen, er nickte ihnen kurz zu und trat an einen Tisch. Dort wählte er lange unter den umherliegenden Gegenständen, kaufte etwas und barg es in der weiten Tasche seines Rockes.

Am Nachmittage stand er wieder am Zaun und wartete auf Barbara, aber sie kam nicht und enttäuscht ging er in den Krug, trank mehr, als gut war und sprach lebhaft mit Josefä, Bierenza garnicht beachtend, welche sich vergeblich mühte seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Auch an den folgenden Tagen fehlte Barbara beim Melken der Kühe. Die Frau des Meschninkus lag im Sterben; am Donnerstag kündete die grelle Stimme des Todtenglöckleins ihr Ableben.

Bei der Beerdigung sah Peter die Heimlichgeliebte wieder. Sie bediente die Gäste, die nach der Sitte des Landes reichlich bewirthet wurden.

„Sie thut schon, als sei sie hier die Hausfrau“, klatzten die alten Weiber, „und doch liegt die Martha Meschninkus noch in ihrem Sarge drüben in der Kammer“.

Peter hörte es und ergrimte innerlich. Warum? — Er fragte es sich. Was ging ihn die arme Barbara an. Sie schien ihn gar nicht zu beachten und ein Mal, als er sie anredete, that sie, als ob sie es nicht hörte. Am andern Morgen sprach Peter sie aber doch.

Dieses Mal trafen sie sich am Fluß, wo die Littauerin Wäsche spülte. Er zog mit seinem Pfluge bedächtig die Furche im Acker zu Ende, dann trat er auf sie zu.

„Da“, sagte er, „das hab’ ich dir gekauft, Barbara“.

Er hielt ihr einen kleinen Gegenstand hin. Es war eins jener bunten Bildchen, wie die Bauern sie gern haben und stellte die heilige Barbara vor.

„Für mich!“ rief sie erfreut, „o, Peter wie gut du bist“.

Sie wischte ihre nasse Hand ab und reichte sie ihm.

„Ich danke dir, mir hat noch nie Jemand etwas geschenkt“.

„Ich möchte bald eine Frau nehmen“, sagte Peter bedächtig, „welche meinst du soll ich wählen, die Josefa oder die Bierenza?“

Die Finger des Mädchens lösten sich aus denen des Burschen.

„Die, welche du liebst“, erwiderte sie einfach.

Er lachte, „das ist Nebensache, die welche am reichsten ist, meine ich“.

Sie schüttelte den Kopf.

„Du denkst nicht so? Nun, wirst du den Meschninkus auch nicht wählen, wenn du ihn nicht magst?“ fragte er lauernd.

„Nein“, kam es über ihre Lippen, dann sagte sie hastig:

„Ich muß in’s Haus, die Kinder rufen gewiß schon nach ihrer Morgensuppe“.

Eilig verschwand sie hinter dem Weidengebüsch, Peter stand und sah ihr nach. Der Wind trug das alte Volkslied zu ihm hinüber:

„Ging auf der Wiese, Blumen zu pflücken“ . . .

Er lauschte dem immer weiter verhallenden Gesang. Bei der Strophe: „Liebe und Treue sind eitele Worte“, schlug er heftig mit der Faust auf einen umgestürzten Baum und rief: „Und ich werde dich doch noch heirathen, Barbara Zurkschuß!“ —

Der junge Fürst Radziwill war nach A. gekommen mit seiner schönen Braut. Die reformirte Kirche wurde gereinigt und geschmückt, denn seine Hochzeit sollte bald gefeiert werden.

Eines Abends ging Barbara an der Kirche vorbei. Die kleine Thür, die zu der Sakristei führte, stand geöffnet und sie schlüpfte hinein. Sie wollte das Gewölbe sehen, in dem der erschlagene Radziwill lag. Der Aberglaube des Volkes behauptete, er gehe als Geist um, wenn es wieder Vollmond sei und der Tag seines Todes sich nahe. Es war jetzt September, und Ende des Monates war es gewesen, als sein Diener ihn mordete. Unbemerkt gelangte die Littauerin hinein. Fast schrie sie laut auf, denn der Sarg stand offen da. Fürst Vladislaw wünschte, daß es so sei, bis er vermählt worden. Als fromme Katholikin verabscheute sie den Kezer, als gute Christin aber kniete sie nieder und betete ein Paternoster für den Todten. — Und noch etwas Anderes, Persönliches bewegte ihre Lippen: das heiße Flehen, die inbrünstige Bitte, sie mit Peter Muschkinis zu vereinigen, denn die Liebe zu dem Gespielen ihrer Jugend war mächtig in ihrem Herzen erwacht. Plötzlich fuhr sie heftig auf, — Schritte näherten sich dem Grabgewölbe. — Sie duckte sich ängstlich hinter den Sarg der verstorbenen Tochter des Fürsten, der im Hintergrunde stand. Die nur leicht angelehnte Thür öffnete sich, ein Mädchen trat hinein, — es war Josefa. Scheu blickte sie sich um, — dann bückte sie sich über des Radziwill Leiche — und, — — Barbara hätte fast aufgeschrien, als sie sah, was die Littauerin that.

Sie hatte etwas Blankes in der Hand und schnitt ein Stück Sammt aus dem Mantel des Erschlagenen. —

Schnell entfernte sie sich alsdann mit ihrem Raube. Barbara war wie gelähmt, sie konnte kein einziges Glied bewegen und zitterte am ganzen Körper; still kauerte sie am Boden und wagte nicht aufzustehen. Wie lange mochte dieser Zustand gedauert haben? Waren es Minuten, waren es Stunden? —

Zulezt ermannte sie sich und wollte fort, — fort von dem Ort, wo sie so Schreckliches hatte schauen müssen. Doch da, — abermals schlich es behutsam herbei, wieder ging die Thür: eine zweite weibliche Gestalt zeigte sich.

War es die Diebin Josefa, die wiederkehrte, von Gewissensbissen gepeinigt? Brachte sie ihren Raub zurück, das entwendete Stückchen Sammt?

Nein, sie war es nicht, dieses Mal war es Bierenza. — — Barbara glaubte zu träumen, als sich genau derselbe Vorgang wiederholte und ein zweites Stück Sammt herausgeschnitten wurde. — — —

Als sie wieder allein war, erhob sie sich. Sie bückte sich und sah, daß zwei ziemlich gleiche Stellen in dem Mantel des Radziwill fehlten. Sorglich ordnete sie die schweren Falten, so daß man den Frevel nicht sah.

„Armer Fürst“, dachte das fromme Mädchen, „man hat dich bestohlen, ich will dir als Sühne ein wollenes Hemdlein stricken und es Dir in deinen Sarg legen, aber keiner lebenden Seele will ich es erzählen, es ist zu entsetzlich!“

Sie bekreuzigte sich und eilte hinaus, von abergläubischer Furcht geschüttelt, denn es war ihr, als verfolge sie der Todte, dessen Eigenthum geschändet worden war.

Der Diebstahl wurde nicht bemerkt, dank der Fürsorge Barbara's. Die Hochzeit des jungen Radziwill wurde glänzend gefeiert und als das Paar später am Sarge des Vaters kniete, ahnte es nicht, was hier vor einigen Tagen geschehen war.

Barbara war dagegen Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigt. Sie fand keine Ruhe, bis sie das dem Todten versprochene Hemdlein beendete, und da sie wenig freie Zeit hatte, saß sie des Nachts in ihrer Kammer und arbeitete rastlos, mit fliegenden Händen und klopfenden Pulsen. Der volle Mond schien hell zu ihr hinein und sie blickte dazwischen furchtsam hinaus. Kam der Radziwill nicht dahergeschritten, klopfte er nicht an ihr Fenster, forderte er sie nicht auf, als Anklägerin aufzutreten, ihm Recht zu schaffen, die Schuldigen anzugeben? —

„Du siehst krank aus, Barbara“, sagte der Wittwer, „arbeitest Du nicht zu viel?“

Und als sie verneinte, fuhr er fort: „Um Michaelis ist's ein halbes Jahr, daß die Bäuerin todt ist, was meinst du, willst du mich dann nehmen? die Kinder brauchen eine Mutter und das Haus eine Frau.“

„Nicht jetzt, es ist noch zu früh“, stotterte sie verlegen, dann eilte sie davon.

Sie stand wieder auf der Wiese und begoß das Linnen, das zur Bleiche gelegt war. — Ihr Kopf schmerzte, die Glieder waren ihr schwer wie Blei, — und das Herz erst recht, das lag ihr wie ein Stein in der Brust, denn es hieß, daß Peter Muschkinis sich nun bald mit einer seiner Verehrerinnen verloben werde. Barbara wollte dann fort, K. verlassen, einen Dienst weit von dem geliebten Geburtsort suchen, — denn — — —

„Soll ich dir Wasser aus dem Fluß holen?“ unterbrach eine Stimme ihre traurigen Gedanken.

Sie wurde glühend roth und sagte kurz: „Kann's ja auch selber besorgen, Bauer“.

„Na, siehst nicht zum Besten aus“, brummte er, „gieb nur her!“

Er riß ihr fast den Eimer aus der Hand, füllte ihn am nahen Fluß und stellte ihn neben sie, dann sah er zu, wie sie das derbe Gewebe begoß.

„Warum kommst du nie zum Krüge wie die anderen Mädchen, bist wohl zu fein dazu, he?“

„Was soll ich dort?“ gab sie zurück, „willst du mit mir tanzen?“

„Ja. — Sonntag wird's hoch hergehen, alle die Nachbarn kommen zum Frohnleichnamsfeste nach K.“

„Auch die Josefa und die Wierenza werden wohl bei der Prozession zugegen sein? Die bösen Dirnen, die“ —

„Bist wohl eifersüchtig?“ lachte er.

Barbara erbleichte, fast wäre ihr das streng gehütete Geheimniß entschlüpft.

„Sind ein Paar schmucke Mädchen alle beide“ versetzte Peter, „welche meinst du gefällt mir besser?“ — „Die Josefa wahr-
scheinlich, die hat es allen Burschen in K. angethan“.

„Nein, die nicht“.

„So ist es Wierenza“, kam es fast unhörbar über Barbaras Lippen.

„Nein, auch die meine ich nicht. Weißt du es denn nicht?“

Er kauerte neben ihr und wollte den Arm um sie legen, da stürmten die beiden Buben des Meschninkus über die Wiese, nach ihrer Pflegerin rufend.

Sie tauschten nur einen flüchtigen Händedruck, ehe die Knaben sie erreichten.

„Also Sonntag“, sagte Peter bedeutungsvoll und die junge Littauerin nickte.

„Wie lege ich dem Radziwill das Hemdlein in seinen Sarg?“ dachte sie und arbeitete eifrig Nacht für Nacht an dem frommen Liebeswerk, obgleich sie sich sehr krank fühlte.

Die Frohnleichnamsprozession fand statt, Barbara folgte ihr andächtig. Sie schaute vergeblich nach den beiden Rivalinnen um Peters Gunst aus, erblickte sie aber nicht in der Menschenmenge.

Am Nachmittage zog sie ihren Sonntagsstaat an, den groß karirten, faltigen Rock der Weiber ihres Stammes, die derben Lederschuhe und die hellgraue Jacke aus selbstgewebtem Wand. Sie betrachtete kopfschüttelnd die Einfassung derselben aus verschossenem Sammt, auch das Kopftuch bestand nur aus einem einfachen, wollenen, großgeblumten Stoff.

„Wird Peter mit mir tanzen, wird er sich meiner nicht schämen“, dachte sie, „ich bin so ärmlich gekleidet“.

Sie fühlte sich eigentlich recht unwohl, hatte sie doch die ganze Nacht an dem Hemde gearbeitet; nun war es fertig und lag in dem roth und blau bemalten Holzkasten, in dem sie ihre geringe Habe barg. Sie presste die Hand an die hämmernde Schläfe, der Kopf brannte, ein Schwindel packte sie, fast bewusstlos lehnte sie einen Augenblick gegen den Pfosten ihres Bettes.

— Im Kruge quiekte bereits die Fiedel des lahmen Stasi und der Baß, den der Schmied K's. spielte, brummte darein, als Barbara in den Krug trat. Das erste, große Zimmer war mit Bauern gefüllt, die rauchend und trinkend auf den langen Bänken an den Wänden saßen. Ein dicker Tabacksqualm schlug der Eintretenden entgegen und raubte ihr den Athem.

„Ob Peter schon da ist?“ dachte sie und setzte sich bescheiden in eine Ecke, „und ob Josefa und Bierenza kommen werden?“ Sie hob die Augen und sah wie beide Mädchen aus dem Nebenzimmer kamen, sie waren in heftigstem Wortwechsel. —

„Beide waren sehr gepuzt und obgleich sie die landesübliche Kleidung trugen, war dieselbe aus feineren Stoffen. Ein großes,

buntseidenes Tuch lag um ihre Schultern und die Jacke, — die Jacke — !! —

Barbara starrte mit weit aufgerissenen Augen hin. Das also war der Zweck des Raubes an dem Radziwill. Mit einem Streifen des köstlichen, violetten Sammt waren sowohl Josefa's wie auch Bierenza's Sonntagsjacke besetzt.

„Du bildest Dir wohl ein, daß du heute alle Köpfe verdrehen wirst“, kreischte Josefa, auf ihre Feindin eindringend, „darum hast du dich so aufgedonnert“.

„Mein Vater kann es“, gab Bierenza giftig zurück, „während man bei dir staunt, wo der Staat herkommt“.

Peter stand dabei und hörte phlegmatisch zu. Seine Augen irrten suchend umher, endlich fand er Barbara und schritt auf die dunkle Ecke zu, in der sie saß.

Die Streitenden sahen ihm verblüfft nach, folgten aber doch der Aufforderung zweier jungen Burschen, die mit ihnen tanzen wollten.

Als sie bei Barbara vorbeikamen, ertönte ein schriller Schrei: „der Radziwill, der Radziwill! Sie haben den Sammt von seinem Mantel gestohlen, ich sah es. Jetzt tanzt er hinter ihnen her und will sie erdroffeln, da — er streckt den Arm nach ihnen aus, — er packt sie am Halse, — o weh! o weh!“ —

Alle blickten voll Entsetzen zu der Rufenden hinüber, die bewußtlos zusammenbrach. Die Musik verstummte, die Menschen drängten sich herzu, Peter hob Barbara auf die Arme und trug sie in sein Haus, das ganz nahe lag; die beiden Schuldigen aber standen bleich und zitternd da und sahen wie das böse Gewissen selbst aus.

Und jetzt fiel es den Bauern auf, wie köstlich die Borte an den Jacken der Mädchen war. Solchen Sammt gab es weit und breit nicht, das war ächter Fürstensammt, wie ihn der Radziwill als Leichenschmuck trug. — Schnell liefen einige neugierig zur Kirche und untersuchten den Mantel des Todten, — es fehlten richtig zwei Stücke daraus. Da wurden die beiden Diebinnen eingesperrt und der junge Fürst Wladislaw von dem seltsamen Vorfall unterrichtet. Barbaras Fieberreden schilderten den Hergang genau, sie bat immer wieder, das von ihr gestricke Hemdlein dem

Radziwill in den Sarg zu legen, als Ersatz für den Raub, der an ihm begangen war.

Man fand Josefa in ihrem Kerker erhängt, da sagten die abergläubischen Littauer: „das hat der Geist des Erschlagenen gethan, er hat sich gerächt.“

Noch schlimmer erging es Bierenza. Die Angst vor der harten Strafe zerrüttete ihren Geist, sie war wahnsinnig geworden.

Das Hemdlein der frommen Barbara hat der junge Fürst eigenhändig in des Vaters Sarg gelegt, dort könnt Ihr es noch heutigen Tages sehen, schloß der Littauer, es liegt zu seinen Füßen. — Der Peter Muschkinis heirathete Barbara Jurkschuß, die reichlich von der Radziwill'schen Familie ausgesteuert wurde und das Gefinde geschenkt erhielt. So lautet die wunderbare Geschichte, lieber Pan“.

Ich danke ihm und habe mich später überzeugt, daß der frommen Barbara Liebeswerk in dem Sarge liegt. Ich betrachtete es voller Interesse, desgleichen die beiden fehlenden Lücken in dem violetten Mantel. „Um ein Stückchen Sammt“, hatten die beiden Mädchen sich vergangen, war Barbara reich und angesehen geworden. Was Wahrheit, was Dichtung sein mag, wer kann es sagen? —

Die alte, stille Kirche steht da im Wechsel der Jahre. Es heißt, daß sie dem orthodoxen Kultus geöffnet werden soll. Der Radziwill ruht in seinem Gewölbe von seinem bewegten Leben aus. Und die Wolken eilen über das Dach des von ihm erbauten Gotteshauses, die Sonne spiegelt sich in den bunten Fenstern, Mond und Sterne ziehen darüber hin, wenn die Nacht friedlich über die schlummernde Erde niedersinkt.

